

Der zürcherische Volksdichter Jakob Stutz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **20 (1952)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der zürcherische Volksdichter Jakob Stutz

*Zu seinem 75. Todestag
(14. Mai 1877 †)*



*Nach einem Bilde aus
seinem Werk:
«Sieben Mal sieben
Jahre aus meinem
Leben». Verlag von
J. U. Zwingli, Pfäffikon,
1853.*

Wenn wir heute, etwas verspätet, eines Mannes gedenken, der in seiner Lebensmitte vor bald hundert Jahren durch sein Schaffen dem zürcherischen Schrifttum ein unverwischbares Gepräge gab, geschieht es nicht, um dem Vorwurf neue Nahrung zu geben, die Homocroten würden am liebsten alle Grossen der menschlichen Geschichte der gleichen Liebesrichtung bezichtigen. Der Dialektschriftsteller Rudolf Hägni ehrte Jakob Stutz an seinem Erinnerungstage im Landessender Beromünster mit einführenden Worten, nicht ohne ebenfalls behutsam «an die grosse Wunde seines Lebens» zu rühren. Die Welt vergisst schnell, sagen wir ruhig: auch die Schweiz. Denn wer weiss von den jungen Lebenden heute noch etwas vom «Brand von Uster», in dem Jakob Stutz den zürcherischen Weberaufstand zu einem so erschütternden Zeitgemälde schuf, dass Literaturkenner grosse Teile dieses Werkes neben Gerhart Hauptmanns Drama stellen? Wer kennt noch die «Sieben mal sieben Jahre meines Lebens», in dem der zürcherische Volksdichter seinen Landsleuten einen so ungeschminkten, wahrheitsgetreuen Spiegel vorhielt, dass sein engerer Landsmann J. C. Heer trotz allen Einwendungen diese Lebensgeschichte mit Gottfried Kellers «Grünem Heinrich» in Parallele stellt! Und vielleicht würde Jakob Stutz sich in anderen Werken noch zu den Unsterblichen emporgeschwungen haben, hätten ihm nicht Ver-

urteilungen wegen «einer ganz niederen, moralischen Verirrung» die grossen Schwingen für immer gelähmt. Ergriffen lesen wir bei J. C. Heer den Bericht:

«Ende der fünfziger Jahre war Stutz ein gerichteter, verachteter Mann. Zwanzig Jahre lang trug er diesen Fluch und hat hart gebüsst für eine kurze Schuld. Sein Lebensende verbrachte der gefallene Dichtergreis bei einer verwandten Familie zu Bettswil-Bäretswil, welche sich mit einer humanen Behandlung des alten Mannes, dem die Volksgenossen wegen seiner Gedichte, wegen seines originellen Wesens und wegen seiner Selbstverschuldung wenig Anteil entgegenbrachten, einen Gotteslohn um ihn erwarb. Einige spärliche Freunde waren Stutz in der Einöde des Alters dennoch geblieben und für ihre Teilnahme zeigte er sich stets unendlich dankbar.»

Hätte Jakob Stutz heute gelebt, so würden seine Beziehungen zu jungen Männern, die ja auch auf durchaus geistiger Grundlage sich entwickelten, wohl kaum mehr zu Verurteilungen geführt haben. Und er selbst würde wohl auch zu seiner Art eine andere Einstellung gewonnen haben, wären ihm die Quellen, aus denen diese Neigung fliesst, klar und bewusst gewesen. So aber schrieb er noch als Vierzigjähriger in sein Tagebuch:

«Sonderbar, dass es von jeher Menschen gab, die sich so schwer verirrten, wie ich mich verirret habe. Selbst der fromme *Gellert*, der grosse *Johann v. Müller* sollen auf solche Abwege geraten sein. Ferner der blindgeborene *Kirchhofer* von Schaffhausen, dessen frommes tätiges Leben in *Ewalds* «Beispielen des Guten» so rührend beschrieben ist. Gegenwärtig lebt dieser Unglückliche in Dietikon im Kanton Zürich. Dann ein Herr Rieter von Winterthur, ein Schullehrer von Hermatswil, beide sehr geachtete Männer, haben sich vor nicht langer Zeit der gleichen Vergehungen schuldig gemacht.»

Wir sehen in diesen zeitgebundenen Notizen mancherlei, was auch noch für den heute Lebenden wesentlich ist. Die homoerotische Neigung ist keine Dekadenzerscheinung und kein Schlusspunkt übersättigter Lebemänner — im Gegenteil. Unberührt von «städtischen Einflüssen», fern von «gottesleugnerischer Einstellung», werden hier Namen von religiösen und sehr geachteten Männern genannt, die trotz aller Einwände, die ihnen von ihren Anschauungen her eigentlich hätten diktiert werden müssen, eben eines Tages doch der stärkeren *Natur* gehorchten, gehorchen mussten. Es ist die Bestätigung eines alten und immer wieder neuen Liedes, dass hier die Gesetze irren und nicht der Mensch. —

Tragisch mutet es uns heute an, dass Jakob Stutz während seines Lebens wohl kaum etwas von dem — wir dürfen wohl sagen, für jene Zeit titanenhaften — Verfechter unserer Naturanlage in Glarus gehört hat. Hier möchte man wirklich mit Lavater ausrufen: «Guter Gott, wie sich deine Menschen nicht kennen!» Professor F. Karsch-Haak, Berlin, hat dieses tragische Nebeneinander in einem grossen Essay bereits vor dreissig Jahren aufgezeichnet; wir entnehmen daraus:

«Das Bild des Lebens und die Wirksamkeit des schweizerischen Volksdichters Jakob Stutz steht in bemerkenswertem Gegensatz zu dem seines Landsmannes und anderthalb Jahrzehnt älteren Zeitgenossen, des Putzmachers Heinrich Hössli (1784—1846), des Vorkämpfers der Rechte der Männerliebe. Hössli scheint erst 1855, 9 Jahre vor seinem Tode, von der homoerotischen Veranlagung seines Landsmannes und 16 Jahre jüngeren Zeitgenossen erfahren, dieser dagegen garnichts von Hösslis begeisterter Tätigkeit für die Freiheit der Rechte der Liebe zum gleichen Geschlecht gewusst zu haben. Hössli hat sich weder in seinen zwei gedruckten Eros-Bänden

(1836 und 1838), noch in seinem handschriftlichen Nachlass als gleichgeschlechtlich bekannt; er erörtert die Möglichkeit, so zu sein, obenhin mit den Worten: «gesetzt, ich sei selbst — oder ich sei es nicht — so gleich als zwei Wassertropfen — so gleich wie blondes oder schwarzes Haar...» — Stutz dagegen bekennt im Tagebuch «Allerlei» ohne Umschweife seine gleichgeschlechtliche Neigung. Hössli erklärt den Glauben an die Zuverlässigkeit der äusseren Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele als einen Irrwahn und die Männerliebe der Griechen für «reine und unwandelbare Natur»; — für Stutz ist sein homoerotischer Zustand, zu dem er durch Onanie gekommen zu sein entschieden in Abrede stellt, ein «widernatürlicher Trieb». Hössli verteidigt seine Auffassung gleichgeschlechtlicher Neigung voll Begeisterung mit allen Mitteln der Dialektik und mit Heranziehung aller ihm nur irgend erreichbaren Belege durch Stimmen und Zeugen der Völker und Jahrtausende; — Stutz findet auch die «Verirrung» der wenigen Schweizer Landsleute, die ihm als vom «widernatürlichen Triebe» befallen bekannt geworden, sowie das Bestehen des Triebes von jeher: «sonderbar». Hössli verteidigt die Freiheit gleichgeschlechtlichen Empfindens voll lodernnden Zornes gegen eine Welt von Vorurteilen; — Stutz findet nicht einmal die mannhafte Kraft, sich überhaupt für die mit seiner homoerotischen Eigenart geborenen Rechte einzusetzen und lässt sich von der Unvernunft, vom Vorurteil und von der herrschenden Denkweise die Ansicht suggerieren, dass seine gottgewollte Natur eine «Verirrung» und die Niemanden schädigende Befriedigung seines Naturtriebes ein unzulässiger «Abweg» sei. Beide Männer sind zwar im Allgemeinen ausgesprochene Kampfnaturen: Hössli nimmt den Kampf gegen die Feinde der Männerliebe auf der ganzen Linie auf; — Stutz aber, obwohl er sich in seinen «Gemälden» berufen fühlt, Dummheit durch Spott, Niedertracht durch Blossstellung unschädlich zu machen, versagt vollkommen in seiner allerpersönlichsten Angelegenheit. Hössli hat erst im 55. Lebensjahre nach verzweifelten inneren und äusseren Kämpfen und bewunderungswürdigen Leistungen die Waffen wider die Feinde der von ihm verteidigten Liebe gestreckt; — Stutz scheint sich nur durch ein leider verlorenes oder wenigstens bis heute nicht aufgefundenes Schriftchen wider den Landesgerichtspräsidenten gegen Vergewaltigung seiner Geschlechtsnatur aufgelehnt, sich sonst aber von Jugend auf in sein unabwendbares Schicksal demütig ergeben zu haben. Nur so wird verständlich, dass er, wie ich aus dem Munde des Pfarrers vom Kantonsspital Zürich, Julius Studer, der bei Lebzeiten des Stutz in Bäretswil amtete, Stutz näher getreten war und seine Dichtkunst schätzte, hörte, im Kreise der Dorfgenossen ohne ersichtlichen Anlass mehrfach in für alle Anwesenden erschütterndes krampfhaftes Weinen verfallen wäre. Wie hätte wohl er, der sich selber nicht zum Bewusstsein der Naturrechte seiner eigenen Veranlagung aufzuschwingen vermochte, die anders Empfindenden zur Anerkennung seiner Rechte bekehren können?»

Offenbart sich nicht gerade in diesen Schlusszeilen von Prof. Karsch-Haack das erschütternde Lebensschicksal eines nie zur Selbstbejahung gekommenen Mannes? Was für ein Bild grösster, seelischer und leiblicher Not! Da sitzt ein kluger, feiner, hochbegabter Mensch und, wie Zeitgenossen berichten, auch ein schöner Mensch, unter seinen Geschlechtsgenossen. Er hört die dunklen Stimmen, die ihm Musik sind, er sieht die Gesichter, die allen Daseinsjubiläum ausstrahlen, er möchte sein von ungeklärten Gedanken zermartetes Haupt ein Mal, ein einziges Mal, an eine starke, junge Brust legen — und darf es nicht. Er sieht ja selbst als namenlose Verirrung an, wozu ihn alle seine Sinne aufrufen. — Hier heisst es nur noch Verstummen vor der Grösse dieses menschlichen Leidens, hier kann man sich nur noch still verneigen

vor der nie mehr gestillten Sehnsucht eines vom Unverstand Geächteten, die er noch zwanzig Jahre lang einsam zu Ende trug. —

Sein Name darf in unseren Reihen nicht vergessen werden. In fünfundzwanzig Jahren wird sein hunderster Todestag wahrscheinlich von vielen Menschen unserer Landschaft festlich begangen. Der Schreibende wird ihn kaum mehr erleben, aber diejenigen, die den «Kreis» weiter führen, müssen sich dieses Mannes und unglücklichen Kameraden erinnern. Vielleicht ist bis dahin auch die bis jetzt verschollene Rechtfertigung seiner Geschlechtsnatur irgendwo aufgetaucht und zum Druck freigegeben. Bleibt sie unauffindbar, dann wird es Pflicht sein, den viele Seiten umfassenden Essay von Prof. Dr. F. Karsch-Haack, Berlin, aus der Schweizer Nummer des «Eigenen», die in unserer Bibliothek wie ein Augapfel gehütet wird, neu zu drucken. Es ist notwendig, dass Jakob Stutz von dem Odium einer «niedereren, moralischen Verirrung» auch in der Literaturgeschichte der Schweiz befreit wird und die Nachwelt wenigstens so eines Tages das ihm angetane Unrecht aufhebt. Sühnen kann sie es nicht mehr. —

Rolf.

Notschrei des Herzens

Tagebuchnotizen von Jakob Stutz

«Warum? Warum kann ich nicht gehen die Wege der Andern? Warum muss ich von allen meinen Jugendgefährten eine so sonderbare Ausnahme machen?»

*

«Wie fühlte ich mich so selig in dieser meiner ersten Freundschaft, denn sie war treu und wahrhaft, und Jeder freute sich, wenn der Andere glücklich war.»

*

«Aber mein Gott! wer hätte geglaubt, dass ich die Fortsetzung meines Tagebuches hier im Appenzellerland wieder anfangen würde? Gott, und welches Schicksal hat mich hierher geführt! Wohl fühle ich, dass meine Wunde nach und nach sich wieder heilet, aber vernarben wird sie nimmermehr.»

*

«Hat wohl ein Mensch so schwere Kämpfe wie ich? — Ich schreie nach Erlösung, aber der Herr antwortet mir nicht. Ich bitte um Krankheit, er lässt mich gesund, ich flehe um den Tod, und er lässt mich leben! — Ach, lass es doch einmal genug sein! Siehe, ich krümme mich ja wie ein Wurm vor dir.»

*

«An meinem Leibe habe ich von Jugend an noch wenig gelitten, aber kein Leiden der Seele ist, das ich bis auf diese Stunde nicht auf die qualvollste Weise schon hätte erfahren müssen.»